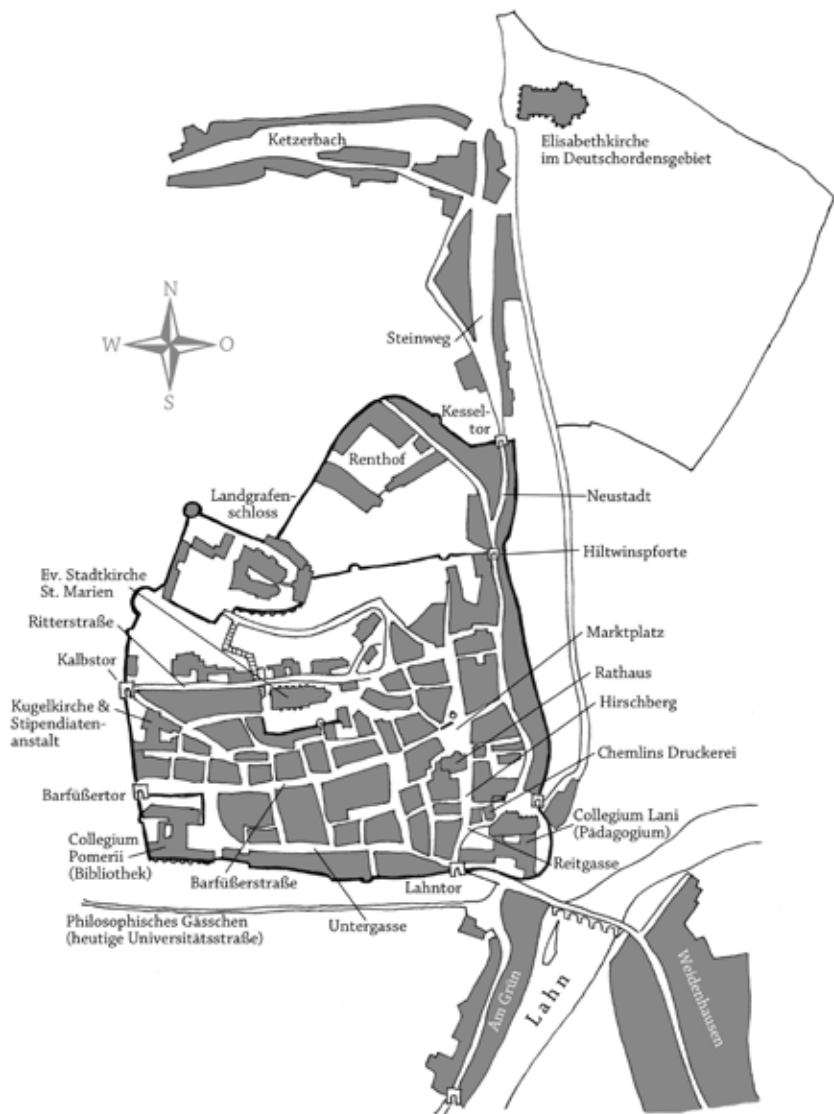


Birthe zur Nieden

Alma Mater



Marburg im 17. Jahrhundert



1. Teil

Das Versprechen

1. Kapitel

1641

»... und darum kehrt um von euren schlechten Wegen, kehrt euch ab von Unzucht und Habgier, von Aufbegehren und Zorn, und tragt das Kreuz willig, das uns unser Herr auferlegt hat durch diese verderblichen Zeiten.«

Georg schob sich eine braune Strähne aus den Augen und unterdrückte zum fünften Mal an diesem Sonntagmorgen ein Gähnen. Die Predigten des Pfarrers ähnelten einander in letzter Zeit wie ein Ei dem anderen.

»Macht euch nichts vor – es ist eine Prüfung, aus der wir geläutert hervorgehen sollen oder aber in ihr vergehen. Darum sage ich es noch einmal: Tut Buße, weint und fleht unseren Herrn Jesus Christus an, dass er sich unser erbarme und Krieg, Gewalt und Hunger von uns nehme.« Pfarrer Eysold hob beide Hände, woraufhin die weiten Ärmel seines Talares daran hinabrutschten und die Löcher in seinem verschlissenen Hemd sichtbar wurden, und rief mit Nachdruck sein übliches »Amen, amen – amen« in den Günsendorfer Kirchenraum hinaus, bevor er mit wenig Stimmgewalt einen Choral anstimmte. Sein Atem stand dabei in kleinen Wölkchen vor ihm in der kalten Luft.

Georg setzte nur zögerlich ein und sang ohne große Lust. Vor ihm steckten zwei der anderen Jungen des Dorfes, Hans Rüppell und Friedrich Werner, die Köpfe zusammen. Sie taten es leise, aber er konnte an ihren zuckenden Rücken sehen, dass sie kicherten. Wie albern und kindisch – dabei waren beide schon fast sechzehn und damit sogar mehrere Monate älter als er selbst.

Der Gemeindegesang war dünn und nach dem Segen endete der Gottesdienst. Vor der Kirche empfing Georg heller Sonnen-

schein, der nach dem Dämmerlicht in der Kirche in den Augen stach. Der Schnee unter seinen Füßen knirschte noch vor Kälte, aber das Licht begann langsam, nach Frühling auszusehen. Trotz der eisigen Temperaturen blieben die meisten Gottesdienstbesucher noch einen Augenblick lang vor der Kirche stehen. Es fanden nicht viele Unterhaltungen statt, man schwieg mehr miteinander. Wie es den anderen ging, wusste man so oder so längst und brauchte nicht danach zu fragen. Gut ging es niemandem, schließlich war die Ernte im Herbst spärlich ausgefallen, nachdem sich vorbeiziehende Heere immer wieder an den Feldern bedient hatten. Aber man kam durch.

»Na, Georg, büßest du schon oder verschiebst du das auf nachmittags?« Friedrich grinste breit und hatte die Arme in die Hüften gestemmt. Hans neben ihm tat es ihm gleich.

Georg wunderte sich wieder einmal, dass sein schlaksiger Körper in letzter Zeit derart in die Höhe gewachsen war, dass er auf die beiden stämmigeren Jungen hinunterschauen konnte, und schüttelte den Kopf. »Ihr nehmt aber auch wirklich gar nichts ernst, oder? Gekicher in der Kirche! Ihr benehmt euch kindischer als meine kleinen Geschwister.«

»Ach, der wohlgelehrte Herr Kammann weilt mal wieder unter uns«, sagte Hans in geziertem Tonfall. »Du bist wahrscheinlich der Einzige im Dorf, der den Herrn Pfarrer noch mit Ehrfurcht anschaut. Na, du wirst bestimmt sowieso selbst mal Pfarrer und predigst dann auch, dass wir selber schuld sind am Krieg und allem, weil wir so schlechte Menschen sind.«

Georg zog es vor, nicht darauf zu antworten, obwohl er ganz bestimmt niemals Pfarrer werden wollte. Schon gar nicht in diesen Zeiten. Dass Pfarrer Eysold viel von seinem ehrwürdigen Ansehen verloren hatte, lag nur zum Teil daran, dass er früher noch breite Schultern und einen runden Bauch gehabt hatte, während ihm jetzt sein Talar um die mageren Glieder schlackerte. Das Hauptproblem war, dass es einfach lächerlich wirkte, wie er versuchte, den Anschein seiner früheren Stellung aufrechtzuerhalten, wäh-

rend seine Frau sich in mehrere Lagen ihrer inzwischen fadenscheinigen Kleider hüllte, weil sie ebenfalls ganz knochig geworden war und seitdem ständig fror. Und man konnte nicht anders, als sich zu fragen, ob er mit all dem Gerede von der Schlechtigkeit seiner Gemeinde nicht auf die spärlicher werdenden Zahlungen an ihn abzielte und ihren zunehmenden Unwillen, ihm den unterwürfigen Respekt zu zollen, der ihm seiner Meinung nach gebührte. Ja, es war schwer, ihn noch ernst zu nehmen. Aber das würde er vor Friedrich und Hans niemals zugeben.

»Aha. Kein Kommentar ist auch ein Kommentar.« Friedrich grinste wieder und wechselte dann das Thema. »Was ist – kommst du mit zum Eislaufen?«

Georg schüttelte den Kopf. Die Kufen, die er sich vor einem Jahr aus den Fußknochen des letzten Schweines der Familie gebastelt hatte, waren bisher kaum zum Einsatz gekommen, aber es zog ihn auch heute nichts aufs Eis des Dorfteiches.

Hans knuffte Friedrich in die Seite. »Warum fragst du überhaupt noch? Los, gehen wir. Soll er sich doch in seinen Büchern vergraben, bis seine Schielaugen ihm wieder Kopfschmerzen machen.«

Genau das hatte Georg vor, allerdings hoffentlich abzüglich der Kopfschmerzen. Diesmal würde er aufpassen, dass er nicht wieder zu lange las. Während die Jungen des Dorfes nach Hause liefen, um sich ihre Kufen unter die Schuhe zu schnallen, kehrte er vor dem Rest seiner Familie in das schmale Fachwerkhaus mit dem Strohdach zurück. Im Flur zögerte Georg kurz, zog seinen alten, fleckigen Mantel dann aber doch von den Schultern. Das lockere Kleidungsstück aus verblichenem dunkelbraunen Wollstoff, das ihn eigentlich bis zu den Oberschenkeln hinab wärmen sollte, reichte ihm inzwischen gerade einmal bis über den Po. Er war viel zu sehr gewachsen in den letzten anderthalb Jahren. »Zwei Bohnenstangen«, sagte seine Mutter oftmals kopfschüttelnd und meinte damit Georg und seinen Vater, dessen Körpergröße er schon fast erreicht hatte.

Er legte den Mantel ab und beeilte sich, die hölzerne Stiege zum ungeheizten Obergeschoss hinaufzukommen. Von dem Bett, das er sich mit seinem kleinen Bruder Christoph teilte, griff er sich als Ersatz für den Mantel eine Decke und betrat dann die Kammer im hinteren Teil des Hauses. Sein Vater, der Schulmeister, Küster und Glöckner des Dorfes, hatte sich diesen Rückzugsraum eingerichtet, um sich ungestört seinen Studien widmen zu können und um die wertvollen Bücher vor den frechen Fingern seiner Schüler zu schützen. Als Georg vor dem Regal stand und über die teilweise in feste Pappe, teilweise aber auch in Leder gebundenen Rücken der Bücher strich, floss ihm ein warmes Gefühl durch den Körper. Wieso sollte er sinnloses Herumrutschen auf dem Eis all dem Wissen vorziehen, das hinter diesen Rücken schlummerte?

Vorsichtig, ja, zärtlich zog er einen Band über antike Redekunst heraus. Als er sich in die Decke gehüllt am Pult seines Vaters niederließ und das Buch aufschlug, war das leise Rascheln der Seiten beim Umblättern wie die Begrüßung eines Freundes.



Georg schaute nur kurz von seinem Buch auf, als er unter sich seine Familie aus der Kirche zurückkommen hörte. Der sechsjährige Christoph war wie immer am lautesten und erzählte von einer Schneeballschlacht und seinem liebsten Holzpferd. Der kleine Martin ließ sich anstecken und krächte unverständliche Worte. Nur von Georgs einziger Schwester Klara hörte man gar nichts.

Das Geplapper verklang in der Küche, die gleichzeitig der hauptsächliche Wohnraum der Familie war, und Georg wollte sich gerade weiter Cicero und der Rhetorik widmen, als er durch die Dielen die Stimme seiner Mutter hörte: »Sie wird immer stiller, Friedrich. Und sie ist kaum größer als Christoph, dabei wird sie doch bald acht. Ich weiß einfach nicht, was ich noch tun soll – sie bekommt doch schon den größten Teil des bisschen Fettes, das wir haben.«

»Ich weiß. Es ist, als ob das wenige, was sie in den Magen bekommt, einfach durch sie hindurchfließt und kaum Kraft und Fett hinterlässt.« Georg hörte seinen Vater tief durchatmen. »Ich wünschte, ich könnte meine Familie besser ernähren. Ich bin kein guter Hausvater.«

»Unsinn! Der Krieg ist schuld, nicht Ihr.«

»Ich könnte aber nachdrücklicher sein und meinen vollen Lohn verlangen. Aber das bringe ich einfach nicht fertig. Die anderen haben doch auch nichts. Sie würden dann wohl nur ihre Kinder nicht mehr zur Schule schicken.«

»Ja.«

Einen Augenblick herrschte Stille und Georg dachte schon, seine Eltern wären in die Küche gegangen, aber dann hörte er noch einmal die Stimme seines Vaters, leise und zaghaft: »Ich hätte mich Gundlach anschließen sollen, als der sich vor drei Wochen den Marodeuren entgegenstellen wollte, anstatt dafür zu stimmen, in den Wald zu flüchten. Dann hätten wir den Käse noch und die gefrorene Butter in dem Fass auf dem Hof, die sie mitgenommen haben. Ich bin ein Feigling.«

»Ihr seid, wie Ihr seid. Und diese Bande von entlaufenen Soldaten hätte Euch doch nur niedergemacht und wir stünden jetzt allein da. Was hättet Ihr damit gewonnen?«

»Meine Söhne bräuchten sich wenigstens nicht für mich zu schämen.«

»Ach, Friedrich.« Georgs Mutter seufzte und Georg begriff, dass sie keine Kraft mehr hatte, ihren Mann zu ermutigen. »Ich muss die Eicheln für das Brot vorbereiten, damit wir wenigstens etwas zwischen die Zähne bekommen.«

Die Tür klappte und kurz darauf hörte Georg ein leises Plätschern, als sie im Hof das braun verfärbte Wasser aus der Schale abgoss, in der die Eicheln mehrere Tage einweichen mussten, bevor sie zu Mehl verarbeitet werden konnten, weil Brot und Brei sonst ungenießbar bitter wurden.

Gleichzeitig knarrte die Stiege. Georg senkte den Kopf und tat,

als hielte er sich die Ohren zu, damit sein Vater dachte, er habe das Gespräch nicht mit angehört. Aber der Vater kam gar nicht in die Kammer, sondern ließ sich schwer auf eines der Betten fallen, Georg hörte es am Knistern des Strohsacks. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er hinausgehen und versuchen sollte, seinen Vater zu trösten, ihm zu sagen, dass er sich keineswegs für ihn schämte – aber dann presste er die Hände richtig auf seine Ohren und verkroch sich lieber in der Welt der gedrechselten Sprache. Was würden seine armseligen Worte schon ändern?



Am nächsten Tag prasselte Regen an die Sprossenfenster, ab und zu durchsetzt mit einigen Graupelkörnern. Von der Bank aus, auf der Georg saß, konnte er nur den grauen Nachmittagshimmel sehen, aber es war nicht schwer, sich auszumalen, was der Regen aus dem gestern noch knietiefen Schnee machte. Die anderen Jungen hatten also womöglich die letzte Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen genutzt. Bald würde das Eis nicht mehr tragen. Der Frühling kündigte sein Kommen auf die unfreundlichste Art und Weise an, aber immerhin kam er endlich. Vielleicht würde es dann auch wieder mehr zu essen geben, bald, im Sommer. Falls es dieses Jahr möglich sein würde, eine Ernte einzubringen, ohne dass eine Armee vorbeikam und alles mitnahm oder niedertrampelte.

Georg sah zum anderthalbjährigen Martin hinüber, der in der Ecke vor dem Herd mit Holzklötzen spielte. Er war zwar noch pausbäckig, aber Georg wusste, dass das nichts heißen musste. Schließlich war Martin ein Kleinkind, die wirkten immer rundlich. Klara hingegen sah längst ganz anders aus – mit den Worten seiner Eltern im Ohr hatte er zum ersten Mal bewusst wahrgenommen, wie blass und durchscheinend seine Schwester geworden war ...

Georg starrte auf das Stück Holz, an dem er gerade herum-

schnittzte, und wünschte sich von der Arbeit und den bedrückenden Gedanken weg in Vaters Kammer hinauf, auch wenn er längst alle Bücher gelesen hatte, die dort standen. Er wollte mehr. Wenn er doch nur studieren könnte – aber das würde nie geschehen, so viel hatte er längst begriffen. Selbst sein Vater hatte nicht studiert, obwohl damals noch kein Krieg gewesen war. Und jetzt, wo man sich glücklich schätzen konnte, wenn man den Winter überlebt hatte, war es erst recht unmöglich, das Geld für die Universität aufzubringen. Trotzdem träumte er davon, genauso wie von einem Festmahl mit Fleisch, und zwar nicht von toten Mardern oder Eichhörnchen, sondern von Schweinen oder Kühen, und echtem Brot ohne Eichel- oder Wickenmehl, von dem man richtig satt werden konnte. Er stellte sich vor, wie es sein musste, lernen zu dürfen, nachdenken und nachforschen zu können in einer richtigen Bibliothek mit ganzen Wänden voller Bücher – satt zu werden vom Wissen und dann mit diesem Wissen die Welt zu verändern, ein wenig besser zu machen, die Gedanken der Menschen in eine neue Richtung zu lenken ...

»Georg Nicolaus Kammann! Hörst du schlecht?«

Georg schreckte hoch. »Nein, Mutter. Ich habe nur nachgedacht.«

Seine Mutter seufzte tief. »Und zwar nicht über den Hackenstieler in deinem Schoß. Dadurch, dass du das Messer nur in der Hand hältst, werden wir im Frühjahr keine Rüben säen können.«

»Tut mir leid«, murmelte Georg und begann lustlos, weiter an dem Stück Holz herumzuschneiden.

Seine Mutter ließ die Stricknadeln sinken. »Wenn du ja über deine Zukunft nachdenken würdest, anstatt in Philosophie, Mathematik und all dem anderen Bücherwissen herumzuträumen! Es wird wirklich Zeit, dass du dir eine Lehrstelle suchst, Georg. Du kannst nicht sehr viel länger zur Schule gehen, du bist fast erwachsen und musst dein eigenes Brot verdienen!«

Georg erstarrte. Eine Lehrstelle? Darüber wollte er nicht einmal nachdenken! Er wollte nicht weg von zu Hause, von der

Schule und von Vaters Büchern. Wenn er ehrlich mit sich war, nicht einmal, um auf eine Universität zu gehen.

»Deine Mutter hat recht«, mischte sich sein Vater in das Gespräch ein. »Ich wünschte, ich könnte dir ein Studium ermöglichen, du hast den Verstand und den Wissensdrang dafür, aber das geht nun einmal nicht. Selbst ein einfacher Dorfschulmeister wie ich zu werden, ist keine gute Idee. Wissen sollte eigentlich kein Luxus sein, aber in diesen Zeiten ist es leider so.«

Georgs Mutter nickte traurig. »Solange dieser Krieg wütet, gilt vieles nicht, was sonst richtig und gut ist. Was sein sollte, hat keine Bedeutung mehr. Wir müssen mit dem leben, was ist. Und ich glaube langsam nicht mehr, dass es jemals wieder anders wird. Wenn sich unser gnädiger Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt irgendwann nicht mehr mit seinen Vettern in Kassel streitet, fallen gewiss trotzdem die Schweden über uns her, und wenn die nicht kommen, sind es die Kaiserlichen, die Bayern, die Sachsen oder die Franzosen. Wer auch immer davon mit wem oder gegen wen kämpft, für uns bleibt sich das doch gleich. Du kannst froh und dankbar sein, dass du einen Schulmeister zum Vater hast, Georg, und bisher mehr lernen konntest als die meisten Knaben in deinem Alter. Aber jetzt wird es Zeit, dass du etwas lernst, womit du dich ernähren kannst.«

Georg schluckte und schnitzte mit einem kräftigen Druck auf das Messer einen viel zu dicken Span von dem zukünftigen Hackenstiel ab. Er wusste, dass seine Eltern recht hatten. Sie konnten ihn nicht ewig durchfüttern. Aber die Vorstellung, irgendwo anders zu leben und im besten Fall Kleider zu nähen oder Möbel zu schreinern, im schlimmsten Fall Häute in stinkenden Gruben zu gerben oder sich als Knecht auf einem Hof zu verdingen, fühlte sich einfach fremd und falsch an.

»Georg macht den Stiel ganz krumm!«, krächte Christoph in diesem Moment.

Georg hielt inne und schaute auf die Delle hinunter, die er auf der einen Seite in das Holz geschnitzt hatte.

Mutter seufzte wieder tief. »Junge!«

»Da seht Ihr's doch, Mutter, ich bin viel zu ungeschickt! Was für ein Handwerksmeister wird mich denn nehmen wollen?«

»Du bist nicht ungeschickt, du bist unaufmerksam, Georg, das ist ein entscheidender Unterschied. Du bemühst dich nicht. Außerdem sagt ja auch keiner, dass du Handwerker werden sollst. Vielleicht nimmt dich der Thomasmüller als Lehrling an. Müller ist ein guter Beruf, die werden immer gebraucht und du bist nah dran an den Lebensmitteln. Und falls doch noch einmal Frieden kommen sollte, Gott gebe es, hättest du sogar die besten Möglichkeiten, es zu einem bescheidenen Reichtum zu bringen.«

»Müller betrügen ja auch immer. Das will ich aber nicht.«

»Wer sagt das denn? Der Thomasmüller ist ein guter Mann, der betrügt niemanden. Du solltest nicht auf das Dorfgeschwätz hören.«

Georg spürte, wie er rot wurde. Es war tatsächlich nur Geschwätz und normalerweise glaubte er niemals, was die Dorfkinder sagten, ohne es nachzuprüfen. Er presste die Lippen aufeinander und nickte. Es hatte sowieso keinen Zweck, Mutter auseinanderzusetzen, wie sehr er die Vorstellung hasste, in einer Tag und Nacht lärmenden Mühle wohnen zu müssen und ständig im Mehlstaub zu stehen. Vielleicht verwarfen seine Eltern die Idee ja auch wieder, wenn er nicht darauf einging. Er beugte sich über seine Arbeit und versuchte, die Delle durch Abschnitzen an den anderen Seiten auszugleichen. Als er fertig war, war der Stiel viel zu dünn für die Hacke. Er würde noch einmal von vorn anfangen müssen.

Es klopfte. Erleichtert über die Ablenkung sprang Georg auf und warf den verunglückten Stiel im Vorbeigehen in den Kamin.

Vor der Tür stand die Löberin. Das wollene Tuch, das sie sich gegen den eisigen Regen um den Kopf gelegt hatte, war löchrig und triefte vor Nässe, obwohl der Löberhof direkt gegenüber dem Schulhaus lag und sie nur die Dorfstraße hatte überqueren

müssen. Ihr Gruß war so leise, dass Georg ihn kaum verstehen konnte.

»Kommt rein«, sagte er schnell und trat beiseite, damit sie den schmalen Flur betreten konnte, der im hinteren Teil als Verschlag für die Ziegen diente. Es war eiskalt hier. Die Löberin schlug mit zitternden Händen das Tuch zurück und in dem gedämpften Licht, das durch die angelehnte Stubentür fiel, sah Georg ihre Augen feucht aufglänzen.

Seine Mutter trat aus der Stube. »Löberin! Ihr seid ja völlig durchnässt! Kommt doch herein und wärmt Euch für einen Moment.«

Die Frau folgte ohne ein Wort. Vor dem Kamin blieb sie stehen. Im flackernden Licht des Feuers waren tiefe Schatten in ihrem Gesicht zu sehen. Georg erschrak. Sie waren alle dünn geworden, selbst Pfarrer Eysold und der reiche Gundlach, der längst nur noch so genannt wurde, weil Beinamen sich länger an einem Menschen hielten als Kletten, aber jetzt erst erkannte Georg, dass es ihm und seiner Familie immer noch viel besser ging als manchem anderen im Dorf. Warum hatte er das nicht früher bemerkt?

»Ich ...«, begann die Nachbarin und stockte wieder.

Georgs Mutter hatte sich wieder gesetzt und das Strickzeug aufgenommen, ohne das schnelle, fast schon mechanisch wirkende Spiel der Stricknadeln in Gang zu setzen. »Was fehlt Euch?«

Die Löberin senkte den Kopf und ihre Augen glänzten noch mehr. »Ich wollte eigentlich nicht betteln, es hat doch sonst auch keiner was übrig. Es ist auch nicht das Essen, wir kommen schon zurecht. Unsere Ziege ist letzte Nacht gestorben, also haben wir Fleisch. Sie war schon alt und krank, darum war es wohl gut so – aber jetzt fehlt uns das bisschen Milch, was sie noch gegeben hat. Was soll ich der Kleinen geben, ich selber kann sie doch auch nicht mehr stillen, ich habe schon seit zwei Monaten keine Milch mehr ...« Hilflös brach sie ab und zog einen kleinen tönernen Topf unter ihrer Joppe hervor.

Einen Augenblick lang war es still im Raum, dann atmete Mutter tief durch. »Es wird schon reichen. Georg, geh und melk die Ziegen für den Abend und füll als Erstes den Topf. Kommt auch in Zukunft morgens und abends zur Melkzeit und holt Euch die Milch, Löberin.«

Jetzt lief der Nachbarin eine Träne über die Wange. »Danke«, sagte sie heiser. Mehr nicht, aber mehr war auch nicht nötig.

Georg verließ das Zimmer mit einem Kloß im Hals. Auf dem Flur nahm er den Milcheimer und ging zum Verschlag der beiden übrig gebliebenen Ziegen, die in letzter Zeit dort viel Platz zur Verfügung hatten. Sie meckerten ihm bereits entgegen und sprangen von selbst auf das kleine Podest mit dem Futtertrog. Georg warf ihnen eine Handvoll Heu hinein und ließ sich von der Löberin ihr Gefäß geben, um direkt hineinzumelken. Während der dünne Strahl der Milch mit einem hellen Klängen in den Topf traf, dachte er an den schrumpfenden Heuvorrat auf dem Boden über ihm. Hoffentlich kam der Frühling wirklich bald. Letztes Jahr hatten sie gerade zur sowieso schon verregneten Heuernte vor einer der vielen durchziehenden Armeen fliehen müssen und das meiste Heu war auf den Wiesen verfault. Wenn der Vorrat nicht reichte, bis die Tiere draußen genug Futter finden konnten, würden Martin und Christoph am Ende keine Milch mehr bekommen und sie alle keinen Käse, keine Sauermilch, Butter und Sahne – und was würden sie dann essen, solange man noch nicht wieder aussäen und Brennnesseln und andere Kräuter sammeln konnte?

Schweigend reichte er der Löberbäuerin den gefüllten Topf und sah ihr nach, wie sie mit gesenktem Kopf die paar Schritte bis zur Haustür ging und wieder in den prasselnden Regen hinaustrat. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, nahm er den Eimer und beeilte sich, den Rest Ziegenmilch hineinzumelken. Ihm war eiskalt hier im ungeheizten Teil des Hauses, aber wenn er in die Stube zurückkam, würde ein warmes Feuer auf ihn warten sowie etwas dünne, mit Milch versetzte Suppe – und mit

einem Mal wurde ihm bewusst, was für ein Geschenk Gottes das in diesen Zeiten war.

2. Kapitel

Die Milch war zu spät gekommen.

Jedes Mal, wenn Georgs Blick während der Predigt am Grab auf den noch offenen Sarg fiel und den winzigen, mageren Körper mit dem aufgedunsenen Bauch, hatte er das Bedürfnis, sich nach seinem kleinen Bruder Martin umzusehen, sich zu vergewissern, dass es ihm noch besser ging, dass er wirklich noch nicht derart ausgehungert war wie die kleine Maria Löber.

»Gott schenke uns allen wie diesem Kinde die selige Auferstehung am Jüngsten Tage und unserem Land den Frieden. Lasst uns beten.«

Georg schloss gern die Augen. Das ausgemergelte, tote Gesicht des Kindes machte ihm mit erschreckender Klarheit bewusst, wie blind er in der letzten Zeit gewesen war. Er wusste, dass Menschen an Hunger starben, aber er hatte nie wirklich darüber nachgedacht, dass das auch hier bei ihnen in Günsendorf passieren könnte. Im Winter waren drei alte Leute im Dorf gestorben, aber alte Menschen starben schließlich immer, so hatte er gedacht. Doch die kleine Maria hätte noch nicht sterben dürfen mit ihren nicht einmal zwei Jahren. Nicht am Hunger.

Als Georg nach dem Amen die Augen öffnete, stand plötzlich ein Fremder neben dem Pastor. »Mein Beileid, Löberin«, sagte er und holte tief Luft. Seine Kleidung war mit Schlammgespritzern übersät, das Haar klebte ihm am Kopf und der ungepflegte Bart gab ihm ein verwildertes Aussehen. Erst auf den zweiten Blick erkannte Georg den ältesten Sohn des reichen Gundlach.

»Ich störe ungern eine Beisetzung, aber ihr müsst euch beeilen. Sie kommen und sie sind schneller als ich. Sie sind schneller als die Höllenteufel, von denen sie abstammen. Ihr dürft nicht hierbleiben, in drei oder vier Stunden sind sie hier. Im Feldatal

haben sie niemanden verschont. Nicht einmal die Kinder, wenn sie ihnen im Weg waren.« Der junge Gundlach sprach völlig ausdruckslos, aber seine Hände zitterten und in seinen Augen stand das Entsetzen.

»Welche Partei ist es, wovon spricht Ihr, Gundlach?«, rief jemand.

»Die Schweden, unter Königsmarck. Es ist eine ganze Armee. Ihr müsst nach Grünberg, sofort.«

Einen Augenblick lang war es so still, dass man die Krähen in den Bäumen überlaut hören konnte.

»Die Schweden«, hörte Georg seinen Vater neben sich flüstern.

Diese kurzen Worte, die in der Stille für jedermann deutlich zu verstehen waren, rissen die Trauerversammlung aus ihrer Schockstarre. Plötzlich ging alles ganz schnell. Der Sarg wurde hastig geschlossen, in die Öffnung versenkt und das Grab zugehaufelt. Nicht einmal die Mutter des verstorbenen Kindes blieb dabei noch stehen. Das Leben ihrer beiden älteren Kinder und ihr eigenes waren nun wichtiger als die Beerdigung ihrer toten Tochter. Georgs Vater brauchte die Glocke nicht zur Warnung zu läuten, es waren fast alle Dorfbewohner auf dem Friedhof gewesen.

In fliegender Eile packte das ganze Dorf zusammen, was mitgenommen werden konnte. Georg half seiner Mutter und Klara, alles an Lebensmitteln, was sie noch besaßen, zusammen mit ein paar Kleidern in den Kiepen und ihrem kleinen Leiterwagen zu verstauen. Mehr würden sie nicht mitnehmen können, nachdem sie zu Anfang des Winters die letzte Kuh hatten schlachten müssen, die ansonsten als Zugtier hätte dienen können.

»Georg!«, rief Vater aus seiner Kammer und Georg lief hinauf. »Hilf mir mit den Büchern.«

Georg zog drei der ledergebundenen Werke aus dem Regal. Vater hatte schon einmal versucht, sie zu verkaufen, aber in diesen Zeiten wollte zumindest hier auf dem Land niemand Bücher haben und so standen sie immer noch hier, wunderbare Dinge aus einer anderen, besseren Welt, in der man lernen und lesen

konnte und niemand vor irgendetwas fliehen musste, der sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. »Wohin?«

»In den Keller. Am besten stecken wir sie hinter den Schrank, in dem deine Mutter früher das Eingemachte aufbewahrt hat. Wir schlagen sie in alte Tücher ein. Vielleicht findet sie dort niemand. Vielleicht suchen sie da nicht.«

Nachdem sie den letzten Stapel hinuntergebracht hatten, lehnten sie ein paar alte Bretter an die Seite des Schrankes, um den Spalt zu verdecken. Bevor er die Kellerklappe herunterließ, warf Vater einen letzten Blick hinunter. Sein Gesicht war blass und Georg sah, dass Tränen in seinen Augen schimmerten. Die Bücher waren nicht nur in materieller Hinsicht das Wertvollste, was sie besaßen. Aber sie konnten sie nicht mitnehmen, diesmal nicht. Es war bei Weitem nicht das erste Mal, dass sie in den Schutz der Stadt fliehen mussten, aber es war sehr wohl das erste Mal, dass sie nicht einmal mehr eine Kuh besaßen und nur das Allernötigste mitnehmen konnten.

Sie packten so viel Heu ein, wie sie nur konnten, selbst den Ziegen schnallte Mutter jeweils ein verschnürtes Bündel Futter auf den Rücken, dann band sie ihnen die Mäuler zu, damit sie sich nicht unterwegs vom Rücken der jeweils anderen bedienten. Die beiden Tiere protestierten laut meckernd, solange sie noch konnten, aber es half ihnen nichts.

Und dann, schließlich, verließen sie alle das Dorf in einer einzigen langen Reihe. Nur ein paar alte Leute blieben zurück, zu schwach, um den anstrengenden Weg auf sich zu nehmen, oder zu halsstarrig, um ihre Häuser zu verlassen. Soweit sie es konnten, standen sie auf der Dorfstraße und winkten. Viele weinten, während sie zurückwinkten. Nach allem, was man von den wild hausenden Schweden gehört hatte, würden sie die Alten nicht wiedersehen. Georg sah die gebeugte Gestalt der alten Wernerin hinter der Biegung des Weges verschwinden und wünschte sich mit aller Kraft, dass die schwedischen Soldaten besser waren als ihr Ruf.

Grünberg präsentierte sich im fahlen Vorfrühlingslicht hübsch wie eine Festtagsdekoration. Auf einem von Bäumen und Buschwerk umsäumten Plateau gruppierten sich die Häuser anmutig um die beiden Kirchen, davor führte der vor gut vierzig Jahren angelegte Damm über das Tal des Äschersbaches, der sich zwischen kahlen Sträuchern und Bäumen durch sein enges Bett wand. Und doch war das Schönste, was sich den müden Günsendorfern darbot, die feste Mauer mit den vielen Türmen, die die Stadt wie ein Kranz von wehrhaften Stacheln umgab.

Erleichterung machte sich unter den Flüchtlingen breit. Georg wechselte den Strick, an dem er eine der Ziegen hielt, in die linke Hand und rieb sich die schmerzende Rechte, an der das Tier die ganze Zeit gezerzt hatte. Wenn die Stadt nur nicht überfüllt war, wenn sie nur eingelassen wurden! Christoph neben ihm war sehr still geworden, die anderthalb Stunden Weg waren weit gewesen für seine kurzen, hungrigen Beine.

Die Wachen am Brückeneingang beobachteten sie mit steinernen Gesichtern und kassierten schweigend die zwei Pfennige Weggeld für jeden ihrer Karren. Dann betraten die Günsendorfer durch die mit einem runden Turm bewehrte Neupforte die Stadt. Über den dreieckig geformten Platz mit dem seltsamen Namen Krool und die daran anschließende Straße erreichten sie kurz darauf den Marktplatz. Georg war nicht zum ersten Mal hier, aber der weitläufige, gepflasterte Platz beeindruckte ihn immer wieder. Heute, wo kein einziger Marktstand zu sehen war, wirkte er noch größer.

Überhaupt war die Stadt zwar voller Menschen, wirkte aber doch seltsam leer. Bei vielen Häusern waren die Fensterläden geschlossen, die Leute liefen mit gesenkten Köpfen, und wenn sie miteinander sprachen, dann nur in gedämpftem Tonfall. Die Neuankömmlinge schienen sie gar nicht wahrzunehmen. Bevor die Günsendorfer das Rathaus mit seinem Türmchen und dem

reich verzierten Fachwerk an der Stirnseite des Platzes ganz erreicht hatten und eintreten konnten, öffnete sich die wie ein Portal von Pilastern und einem dreieckigen Giebel umrahmte Tür im steinernen Erdgeschoss und ein Mann trat heraus. Er trug ein feines, gelb gefärbtes Lederwams und hielt einen Hut mit breiter Krempe und ausladender weißer Feder in der Hand, den er sich auf den Kopf stülpte, bevor er sie ansprach. »Wo kommt ihr her?«

Georg schaute auf Pfarrer Eysold, der nun in gebückter Haltung vortrat. Seinen Hut knetete er dabei in den Händen. »Wir sind aus Günsendorf und vor den heranrückenden Schweden geflohen. Wir bitten um Obdach und Schutz, Herr Ratsherr.«

Der Mann lächelte, sah aber alles andere als fröhlich aus. »Wie immer und wie alle also. Dabei weiß keiner, ob ihr hier sicherer seid als in euren Dörfern, schließlich werden die Schweden mit Sicherheit auch hierherkommen. Und jeder verdammte Bauer aus jedem verdammten Dorf im Umkreis von Meilen flüchtet hinter unsere Mauern und züchtet die Pest, die Blattern, die Rote Ruhr und weiß Gott was für andere Seuchen heran. Ihr werdet zu all den anderen in die Zehntscheuern an der Stadtmauer gehen müssen. Willkommen und viel Freude wünsche ich, auch die Scheunen sind nämlich längst überfüllt. Und nur, dass das klar ist: Nahrung haben wir keine übrig, schon gar nicht für eure Tiere.«

»Wir sind nicht die Schweden, wir hatten nicht vor, die Stadt auszuplündern!« Der reiche Gundlach hatte den Rücken gestrafft und sprach mit hörbar unterdrückter Wut. »Und der Herr Ratsherr hat keinen Grund, sich über uns zu erheben. Weiß Er überhaupt, wie es ist, hinter nichts als einer Lehmwand als Schutz auf die Soldaten zu warten? Zuzusehen, wie sie alles nehmen, wofür man Jahre hart gearbeitet hat, wie sie Frauen Gewalt antun, Kinder quälen und Männer foltern, um auch noch den letzten möglicherweise verborgenen Heller aus ihnen herauszupressen? Man kann sich nicht wehren, man kann nur alles über sich ergehen lassen. Wir haben so manche Marodeure überstanden, aber bei

einer ganzen Armee bleibt uns nichts anderes übrig, als zu fliehen hinter die armseligen Mauern Seiner Stadt. Dass wir hier nicht ins Paradies kommen, wissen wir. Lasse Er uns wenigstens einen Rest unserer Würde und behandle Er uns nicht, als verlangten wir Ungebührliches!«

Der Ratsherr hob die Hände. »Ja, schon gut, schon gut. Nehmt es mir nicht übel. Wir sind alle überreizt. Wenn sie herkommen, die verfluchten Schweden, werden wir wieder bluten und bald gibt es nichts mehr, was wir noch herausschwitzen könnten aus Geldsäcken und Vorratskammern.« Er zeigte mit dem Arm in die Gasse zu seiner Linken. »Dort durchgehen, dann stoßt ihr auf das ehemalige Kloster der Franziskaner. Eigentlich dienen uns die Gebäude, die noch stehen, als Scheunen für die landgräflichen Zehntabgaben, aber in diesen Zeiten lagern wir dort nur mehr Flüchtlinge.«

Ohne ein weiteres Wort oder auch nur einen Blick des Abschieds drehte er sich um und verschwand wieder im Rathaus. Schweigend, wenn auch mit seinem finstersten Gesichtsausdruck, drehte sich Gundlach um und ging den Günsendorfern voran durch die schmale Gasse, die schon kurz nach dem Marktplatz das Pflaster zugunsten eines regenfeuchten Erdbodens aufgab. Misthaufen vor den Türen verbreiteten vertraute Gerüche, die sich hier zwischen den Häusern unangenehm stauten. Jemand goss einen Schwall Flüssigkeit aus einem Fenster und verfehlte Georgs Mutter nur knapp. Sie blieben nicht stehen, um nachzusehen, ob es Schmutzwasser oder der Inhalt eines Nachttopfes gewesen war.

Das Gelände des ehemaligen Klosters war umzäunt, recht groß und nur wenig bebaut. Gärten boten sich ihnen dar, in denen verstreute Obstbäume mit ihren winterlich kahlen Ästen ein trostloses Bild abgaben, und dazwischen die Gebäude, teilweise aus Stein, teilweise das übliche Fachwerk. Davor spielten Kinder im Dreck. Als sie näher kamen, hörten sie aus den Scheunen eine Vielzahl von Geräuschen: Das Meckern von Ziegen, eine laut

ruhende Kuh, Menschen, die wild durcheinandersprachen, riefen und sich auf raschelndem Stroh bewegten. Der Geruch nach Exkrementen von Mensch und Tier, Schweiß und Essen drang Georg schon in die Nase, bevor sie die erste Scheune ganz erreicht hatten. Als der reiche Gundlach die Tür öffnete, wurde der Gestank überwältigend. Georg stand dicht hinter dem Mann, aber in der Scheune war es so dunkel, dass er zunächst nichts erkennen konnte.

»Tür zu, verdammt, es ist kalt!«, rief jemand von irgendwo.

Direkt vor ihnen erhob sich jemand und trat in die offene Tür. Sein dunkler Bart war ebenso zottig wie sein Haar, seine Kleider starrten vor Dreck. »Neue? Mein Gott. Auch noch ein ganzes Dorf, was? Versucht es in einer der anderen Scheunen, hier gibt es keinen Zoll mehr, auf dem noch einer Platz fände zum Liegen.«

Georg sah den entsetzten Blick, den sich sein Vater und Gundlach zuwarfen. Das war anders als die letzten Male, als sie hierher geflohen waren. Es war im Sommer gewesen und alle hatten genügend Platz gehabt.

In der dritten Scheune blieben sie, auch wenn dort ebenfalls kaum freier Raum war. Es war tatsächlich extrem eng: In der Nacht lagen sie dicht an dicht, und wenn einer aufstand, um sich zu erleichtern, konnte er nicht umhin, andere zu treten oder über ihre Gliedmaßen zu stolpern. Georg schlief nur wenig. Der Raum war so voller Menschen, dass immer irgendjemand schnarchte, hustete, sich umdrehte, pisste, leise fluchte, weinte, jammerte, sich flüsternd stritt, ächzte, schwer atmete oder schniefte. Schafe blökten, Hunde fiepten im Schlaf, Kühe stöhnten oder entleerten ihren Darm mit lautem Platschen. Der durchdringende Geruch nach Urin und Kot von Mensch und Tier biss scharf in der Nase und machte Georg das Atmen schwer. Er lag stundenlang wach und starrte in die fensterlose Dunkelheit.

Wenigstens waren sie hinter den Mauern zunächst in Sicherheit. Was werden würde, wenn die Schweden tatsächlich vor Grünberg kämen, darüber wollte er lieber gar nicht erst nachdenken.

»Jetzt ist es fast alle.« Klara pickte ein paar Heualme auf, die beim Hinübertragen hinuntergefallen waren, und hielt sie den beiden Ziegen hin.

Georg nickte. Das letzte Heu für die Tiere. Zu Hause lagerte noch genug, aber nicht hier. Drei Tage waren sie nun schon in Grünberg und niemand hatte die Stadt angegriffen. Die Nachrichten von draußen waren spärlich, aber wie es schien, war Königsmarck mit seiner Armee nach Süden weitergezogen. Er musste längst an Günsendorf vorbeigezogen sein. Oder durch Günsendorf hindurch. Georg wartete jeden Tag darauf, dass sein Vater sie dazu aufforderte, alles zusammenzupacken und heimzugehen.

Klara streichelte mit ihren dünnen Fingern zärtlich das Gesicht der jüngeren Ziege. Georg drehte sich zu seiner Mutter um, die auf den wenigen verfügbaren Resten alten Stroh's hockte und Christophs im Spiel mit den anderen Kindern zerrissene Hose flickte. »Mutter?«, sagte er. Sie schaute hoch. »Habt Ihr gehört? Das war jetzt fast der letzte Rest Heu. Es reicht gerade noch für morgen, dann haben wir nichts mehr für die Ziegen.«

Sie ließ die Nadel sinken und seufzte tief. Ihr sorgenvoller Blick wanderte zu Georgs Vater hinüber, der neben ihr schlief und immer wieder hustete. »Wir können noch nicht zurück, es ist zu unsicher. Und dein Vater kann mit seiner Erkältung auf keinen Fall nach Günsendorf gehen und Heu holen. Also wirst du wohl gehen müssen, mein Junge. Mir gefällt der Gedanke zwar nicht, dich allein loszuschicken, aber es hat niemand mehr Futter und die beiden Tiere sind doch alles, was wir noch besitzen!«

Um sie herum lagerten ihre Nachbarn und der Raum war voller Menschen aus anderen Dörfern, aber jedem war klar, dass dies ein Problem war, das nur die Familie Kammann anging. Keiner von ihnen hatte etwas abzugeben, solange nicht wirklich Not herrschte, also taten alle, als würden sie nichts mitbekommen.

Schließlich waren schon andere in ihre Dörfer aufgebrochen, um Vorräte aufzustocken, und unversehrt zurückgekehrt.

Mutter stand auf und nahm Georg ohne Umstände in die Arme. Erst wollte ihn Scham überkommen, schließlich war er kein Kind mehr und längst einen Kopf größer als sie, aber dann genoss er die Geborgenheit doch. Er presste sein Gesicht fest an ihre Schulter und atmete den Geruch nach Rauch, Schweiß und Wolle ein, der ihrer braunen Jacke anhaftete. Als sie ihn losließ, sah er Tränen in ihren Augen glitzern. Er selbst fühlte sich merkwürdig ruhig, während er hinausging, seinen Mantel zuknöpfte und die Kiepe auf seinen Rücken hob. Er wusste, dass er Angst haben sollte, aber es war, als beobachtete er sich selbst nur, als wäre das, was er tat, nur ein Traum.

Er ging durch die Gasse zum Marktplatz, über den Krool zur Neupforte und lief zügig über den Damm. Er schaute sich nicht um, nicht ein einziges Mal, bis die Stadt längst hinter den nächsten Hügeln verschwunden war.

Dann erst kam die Angst. Er war allein, hatte keine Waffe – aber er wusste ohnehin, dass ihm keine Waffe der Welt gegen einen Trupp gewaltbereiter Soldaten genützt hätte. Schließlich hätte er sie nicht einmal führen können. Mit einem würgenden Gefühl im Hals und heftig gegen seinen Brustkorb hämmerndem Herzen hastete er weiter. Hinter jedem Busch sah er einen Mann und jede Windung der Straße, die die Sicht versperrte, brachte er nur mit großer Willensanstrengung hinter sich. Noch nie war ihm ein Weg so lang vorgekommen.

Schließlich erreichte er die ersten Felder, die zu Günsendorf gehörten. Nun war es nicht mehr weit. Am besten würde er sich dem Dorf von der Seite nähern, vorsichtig Ausschau halten, ob sich irgendwo etwas rührte – es konnte ja sein, dass noch Soldaten dort waren oder dass anderes Gesindel in die leer stehenden Häuser eingezogen war. Die alten Leute hätten das nicht verhindern können ...

»Ha!«

Wie aus dem Boden gewachsen standen plötzlich Soldaten vor ihm, noch bevor das Dorf in Sicht kam. Sie trugen zerfetzte Kleider, Waffen und teilweise Helme, vor allem aber trugen sie einen Ausdruck in den bärtigen, schmutzigen Gesichtern, der nichts Menschliches mehr hatte.

Georg blieb stocksteif stehen und spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoss, bis ihm die Ohren dröhnten. Seine Arme und Beine fühlten sich taub an und sein Herz schlug beinahe schon schmerzhaft heftig. Es war geschehen. Das, wovor er sich gefürchtet und was seine Mutter vor Angst um ihn zum Weinen gebracht hatte, war eingetreten. Er versuchte zu beten, aber es war ihm nicht möglich, einen klaren Gedanken zu fassen, und Gott fühlte sich weit weg an, noch weiter als gewöhnlich. Irgendwie war ihm, als könne auch Gott das, was ihm nun bevorstand, nicht mehr verhindern.

»Na, wen haben wir denn da? Einen Grünschnabel mit einer Kiepe – wo der wohl hin will?«

Georg wollte antworten, aber er bekam keinen Ton heraus.

»Vielleicht nach Günsendorf? Vielleicht will er da etwas holen, was in die Kiepe soll?«

Speichel sammelte sich in Georgs Mund an, aber er wagte nicht einmal, ihn hinunterzuschlucken. Sollte er etwas sagen? Und wenn ja, was? Sollte er leugnen, nach Günsendorf unterwegs zu sein, sollte er betteln, sollte er so tun, als fürchte er sich nicht?

Einer der Männer trat dicht an ihn heran. »Antworte, kleine Ratte! Bist du aus Günsendorf oder nicht?« Georg roch Schweiß, Schmutz und etwas Süßliches, das er nicht einordnen konnte. Die drohenden Brauen des Mannes waren direkt vor ihm. Ohne weiter zu zögern, nickte er so heftig, dass ihm fast schwindlig wurde. Er wagte einfach nicht zu lügen.

»Dann zeig uns mal, was du holen wolltest.« Der Landsknecht trat hinter ihn und stieß ihm so kräftig in den Rücken, dass er vorwärtsstolperte.

Endlich gehorchte ihm seine Stimme wieder. »Heu«, krächzte er, »nur Heu!«

»Mag sein. Aber es gibt dort garantiert noch mehr als nur Heu, und wo das liegt, wirst du uns verraten.«

Sie warteten nicht auf eine Antwort, sondern stießen Georg vor sich her, bis sie die Dorfstraße erreicht hatten. Noch nie hatte Georg sich von seinem Zuhause weggewünscht, doch jetzt tat er es. Die vom Regen aufgeweichte, schlammige Straße, die kleinen Häuser, die strohgedeckten Dächer – sie bedeuteten auf einmal nicht mehr Geborgenheit, sondern den Endpunkt des Weges, auf dem er dem, was die Männer mit ihm anstellen würden, nicht mehr ausweichen konnte. Er hatte die Geschichten gehört. Er wusste, was ihm bevorstand. »Gott«, flüsterte er tonlos, »helf mir!« Mehr war ihm nicht möglich.

Das erste Gebäude, das sie erreichten, war die windschiefe Kate der Löbers. Einer der Männer ging ins Haus, die anderen stießen Georg hinter ihm her. Jemand drückte die Fensterläden mit so viel Schwung auf, dass sie außen gegen die Wand stießen und drinnen der Lehm aus den Gefachen rieselte. Georg stand in der Mitte des Raumes und fürchtete, jeden Moment vor Angst das Wasser nicht mehr halten zu können. Er wollte mutig sein, stark, ein wahrer Mann – aber das war ihm unmöglich angesichts der fünf oder sechs Soldaten, die sich im Kreis um ihn herum aufbauten und deren Mienen keinen Zweifel daran ließen, dass sie zu allem bereit waren. Gewalt war alles, was er darin lesen konnte. Keine Spur von Mitleid oder Erbarmen.

»Also: Wo finden wir die Schätze? Münzen, Geschirr, was auch immer von Wert ist. Wo ist das Versteck eures Dorfes?«

»Ich weiß nicht«, brachte Georg mit Mühe hervor.

»So, das weißt du nicht? Dann wollen wir dir mal auf die Sprünge helfen.« Der Mann trat vor. Unter seinem blonden Schnurrbart und den Bartstoppeln lächelte er breit. Dann schnellte sein Arm vor. Georg spürte, wie die Faust seinen Bauch traf, dann verschwamm die Welt in Schmerz und Übelkeit. Vor seinen Augen tanzten Funken und er sank würgend zu Boden.

»Na, fällt es dir ein?«

Georg schluckte heftig, um die Übelkeit niederzukämpfen, und schnappte nach Luft. »Weiß ... nicht«, stieß er hervor und hörte sich selbst wie ein jammerndes Kleinkind.

Wieder ein Schmerz, diesmal in der Seite, ein Tritt in die Rippen. Georg schrie auf, es war ihm egal, was die Männer von ihm dachten, es war ihm egal, dass er eigentlich tapfer sein sollte, er wollte nur, dass sie aufhörten und ihn in Ruhe ließen.

»Na gut, fangen wir einfacher an. Wo sind die Wertgegenstände deiner eigenen Familie? Das wirst du doch wohl wissen!«

Ein Schlag gegen die Wange, sodass sein Kopf zur Seite flog. Georgs Kiefer tat höllisch weh. Er versuchte zu denken. Die Bücher waren alles, was an Wert im Haus geblieben war. Vaters Bücher ...

»Na?« Ein weiterer Tritt in die Seite.

»Keller ... Schulhaus«, sagte er. Das Sprechen tat weh. Wenn sie nur endlich von ihm abließen!

»Wo da?«

Georgs Mund war trocken. Er wollte antworten, aber bevor er den schmerzenden Mund öffnen konnte, kam einer der Männer näher. »Seht, was ich gefunden«, sagte er mit fremdländischem Akzent. Sein Gesicht war eine verschwommene Masse.

»Oh, das wird lustig«, sagte ein anderer, und bevor Georg auch nur zurückweichen konnte, fühlte er, wie ihm etwas um den Hals gelegt wurde. Wolle. Zwei dicke Stränge grober, gesponnener Wolle aus dem Strickkorb der Löberin. Er verstand nicht, was sie damit vorhatten. Die Wolle kratzte an seinem Hals und er schaute flehend zu den Männern auf. »Hinter dem Schrank!«, sagte er. Seine Stimme klang dünn vor Angst.

»Frieder, Rothahn, geht ihr rüber. Wir wollen sehen, ob wir nicht noch ein bisschen mehr aus unserem Vögelchen rauskriegen.«

Nein. Nein! Er hätte Vaters Bücher nicht ausliefern müssen, sie würden ihn doch nicht verschonen, das begriff er nun. Ein kräftiger Ruck an der Wolle warf ihn zu Boden.

Wieder ein Tritt. Er spürte ihn schon kaum noch. »Aufstehen! Hier wird nicht geschlafen! Wo ist das Geld des Dorfes? Erinnerst du dich jetzt?«

Georg schwieg. Es war egal, was er sagte, sie würden ihm doch nicht glauben, dass es keine Schätze gab. Einer der Soldaten zerrte ihn am Arm hoch und stieß ihn weg. Georg taumelte rückwärts und prallte gegen den Tisch. Jeder Zoll seines Körpers schmerzte. Ein Ruck an der Wolle um seinen Hals riss ihn zur Seite, bevor er wieder Halt finden konnte, und schleuderte ihn auf eine Bank.

»Na?«

Er schwieg. Die Welt war Schmerz und Hilflosigkeit und es würde niemals enden. Hin und her zerrten und stießen sie ihn, lachten dabei. Ihre Hände waren rau und ihre Gesichter wie die Bilder von höllischen Mächten in einem von Vaters Büchern. Georg spürte, wie Blut an seinem Bein hinabließ, aber der Schmerz war überall und vor allem in seinem Nacken. Jeder neue Ruck sandte ihn in Wellen durch seinen Körper.

Dann hielten sie plötzlich inne. »Bücher!«, rief eine Stimme. »Da war nichts als beschissene Bücher!«

Ein erneuter Ruck. Georg fiel auf die Knie. »Wo ist das Geld?!«

»Es gibt keins«, flüsterte er, aber sie hörten nicht auf das, was er sagte.

Ein Dröhnen ertönte, als jemand gegen die Wand der Stube schlug. Mehrfaches Hämmern, alles war hinter Georgs Rücken und er drehte sich nicht um. »Guter Haken«, hörte er, dann wurde er wieder hochgezerrt und rückwärts gestoßen. Erneut traf er auf eine Bank und sank darauf nieder. Einer der Männer machte sich an den Wollsträngen zu schaffen. Georg schaute nicht hin. Er versuchte zu weinen, aber er konnte nicht. Es war sowieso sinnlos.

»Rauf mit dir! Auf die Bank, los!«

Er gehorchte. Wenn er es nicht tat, würde es nur neue Schläge setzen und am Ende bekämen sie doch ihren Willen. Erst als der Mann neben ihm auf die schmale Bank stieg und die Wolle plötz-

lich an Georgs Kehle drückte, begriff er, dass sie ihn aufhängen wollten. Er schrie, ohne Worte, denn es gab keine mehr.

»Halt den Rand!«, sagte einer und dann zogen sie die Bank weg.

Georgs Füße suchten nach Halt, seine Kehle wurde zugedrückt und die Welt war erneut Schmerz und das verzweifelte Ringen nach Atem. Jemand packte seine Füße und der Strang lockerte sich. Luft! Georg sog sie ein, stoßweise und unter Schmerzen.

Sie riefen etwas, wollten etwas wissen, aber Georg konnte nicht einmal mehr verstehen, was sie sagten. Er würde sterben, aber er wollte nicht. Nicht jetzt! *Gott!*, rief er, in Gedanken, denn sein Mund konnte keine Worte mehr formen, *Gott!*

Und dann geschah das Wunder. Krach ertönte, Worte, eine fremde, zornige Stimme, und plötzlich fand sich Georg auf einer Bank liegend wieder, die Wolle fort von seinem Hals, und Luft, frische, süße Luft strömte durch die schmerzende Kehle in seine Lunge.

»Raus hier, ihr Untiere, ihr Taugenichtse! Solange ich euer Leutnant bin, werden keine Kinder gefoltert, verstanden? Sucht euch die Beute selber, und wenn ihr zu dumm seid, sie zu finden, dann ist das euer Pech, aber ihr werdet keine Jungen aufhängen! Und jetzt verschwindet und durchsucht die Häuser selber, vor allem nach Essen und Viehfutter!«

Georg schaute an die rauchgeschwärzte Decke und atmete. Er atmete – er lebte! Ein Kopf mit einem speckigen, breitkrepigen Hut schob sich in sein Gesichtsfeld. »Lebst du noch?«

»Ja«, krächzte Georg.

»Gut. Sobald du dich wieder einigermaßen auf den Beinen halten kannst, solltest du von hier verschwinden. Noch mal werde ich dich nicht retten. Und ob das Dorf so stehen bleibt, kann ich auch nicht garantieren, also besser, du gehst bald.« Mit diesen Worten wandte sich der Offizier um und verließ das Haus.

Einen Augenblick lang blieb Georg noch liegen und sog durch seine schmerzende Kehle hindurch einen Atemzug nach dem an-

deren in seine Lunge. Irgendwann merkte er, dass es leichter ging und ihm nicht mehr ganz so übel war. Vorsichtig setzte er sich auf, stand dann auf und stolperte zur Tür. Während er auf der Schwelle stand, sah er einen der Soldaten eine Fackel in das Haus des reichen Gundlach werfen. Auf ihn achtete niemand. Er wandte sich nach rechts und machte sich auf den langen Weg nach Grünberg, immer einen Fuß vor den anderen setzend.

Nur wie von weither hörte er das Prasseln der Flammen und das unverständliche Geschrei der Soldaten. Rechter Fuß, linker Fuß. Sein ganzer Körper schmerzte, aber alles war gedämpft wie unter einer Federdecke. Solange er ging, war alles gut. Solange er wegkam von den Soldaten. Links und wieder rechts.